www.derbund.ch

Wahlen Stadt Bern: Warum ist die Bundesstadt so links?

Marius Aschwanden, Cedric Fröhlich, Naomi Jones

19 - 24 minutes

Links, linker, Bern – von Barrikaden zu Baugenossenschaften

Um Klassenkampf oder Systemkritik geht es schon lange nicht mehr. Keine Deutschschweizer Stadt denkt, handelt und fühlt linker als Bern. Warum eigentlich?

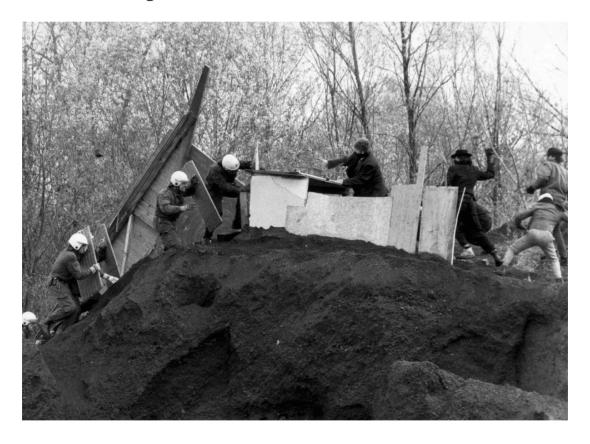


Foto: Keystone/Archiv

Publiziert heute um 06:00 Uhr

In Kürze:

- Seit der Machtübernahme der Rot-Grün-Mitte-Koalition vor mehr als 30 Jahren ist die Stadt Bern politisch kontinuierlich nach links gerutscht.
- Bern ist damit nicht allein. In vielen Schweizer Städten hat sich die soziale Struktur grundlegend verändert.
- In Bern zeigt sich diese Entwicklung im gemeinnützigen Wohnungsbau, in der Kulturförderung sowie der Verkehrspolitik.

Um 11.30 Uhr geben Stadtpräsident Werner Bircher und Polizeidirektor Marco Albisetti (beide FDP) den Befehl zur Räumung. Dutzende Grenadiere setzen sich in Bewegung und stürmen die Hügel auf dem Gaswerkareal. Oben werden sie von den Bewohnern des «freien Landes Zaffaraya» bereits erwartet.

Es ist der 17. November 1987 – der Tag, an dem die Berner Bourgeoisie dem Traum einer alternativen Lebensform mitten in der Stadt ein Ende setzt.

Im Marzili läuft die «Operation Jaguar». Rund 150 Polizisten haben in den frühen Morgenstunden Abschrankungen installiert, Fluchtwege kanalisiert, sich in Stellung gebracht. Die Zaffarayaner und mit ihnen über 100 Sympathisanten haben ebenfalls Barrikaden errichtet, sich für das Unausweichliche gerüstet.

Um 11 Uhr hat Gemeinderätin Gret Haller (SP), die den Räumungsbeschluss der bürgerlichen Regierung nicht mittragen will, einen letzten Vermittlungsversuch unternommen. Sie ist gescheitert.

Nun fliegen die ersten Pflastersteine und Farbbeutel auf der einen und Tränengaspetarden und Gummischrot auf der anderen Seite.

Der Kampf ist kurz und heftig. Dann sind die Zaffarayaner gezwungen, ihr Hüttendorf durch den Hinterausgang zu verlassen. Bulldozer fahren auf, der linke Traum wird niedergewalzt.

Die Bourgeoisie hat gesiegt. Vorerst.

Die Zaffaraya-Räumung markiert einen Wendepunkt in Bern. In den Tagen, Wochen und Monaten nach dem 17. November 1987 gehen Zehntausende auf die Strassen. Spätestens jetzt wackelt das alte, das bürgerliche Bern. Was in der Bundesstadt einst unmöglich schien, rückt

plötzlich in Griffweite: ein politischer Machtwechsel.

1992 knöpft das Bündnis Rot-Grün-Mitte (RGM) den Bürgerlichen im Gemeinderat schliesslich die Mehrheit ab – und wird in der Folge zur politischen Institution.



Linker Siegeszug: Vor 32 Jahren errang eine Koalition von linken und Mittekräften die Mehrheit in der Berner Stadtregierung.

Foto: Archiv «Berner Zeitung»

Daran wird sich auch am Sonntag nichts ändern, <u>wenn die</u>
<u>Stadtbewohner wieder ihre Regierung wählen</u>. Zwar geben sich die
Mitte-rechts-Parteien kämpferisch. Doch schon nur der Gedanke an eine
Mehrheit ist für sie in weite Ferne gerückt.

Denn seit der Machtübernahme von RGM ist die Stadt immer weiter nach links gerutscht.

Bern ist damit kein Einzelfall. Zürich, Basel, Genf – in den grossen Schweizer Städten ist Ähnliches passiert. Der Siegeszug der Linken ist wissenschaftlich gut dokumentiert und zeigt sich insbesondere in drei Bereichen: bei der Art, wie die Menschen wohnen, in der Kulturszene und am Strassenrand.

Doch was heisst das in der linksten Stadt der Deutschweiz?

Eine Spurensuche in Bern.

Wie die Menschen wohnen – zu Besuch in der Genossenschaftssiedlung





Konrad Rothenbühler wohnt mit seiner Frau im fünften Stock auf 80 Quadratmetern.

Foto: Franziska Rothenbühler

Konrad Rothenbühler ist zurückgekehrt. In die Stadt, in der er studiert hat. In die Stadt aber auch, die ihn einst zum Wegzug bewogen hat.

Rothenbühler steht auf der Dachterrasse des <u>Holligerhofs</u> und blickt auf die Neubauten zu seinen Füssen. Hier auf dem Warmbächli-Areal, wo bis vor wenigen Jahren der Abfall der Bernerinnen und Berner verbrannt wurde, befindet sich heute eine der grössten genossenschaftlichen Wohnsiedlungen der Stadt.

Ein linkes Biotop im linken Bern.

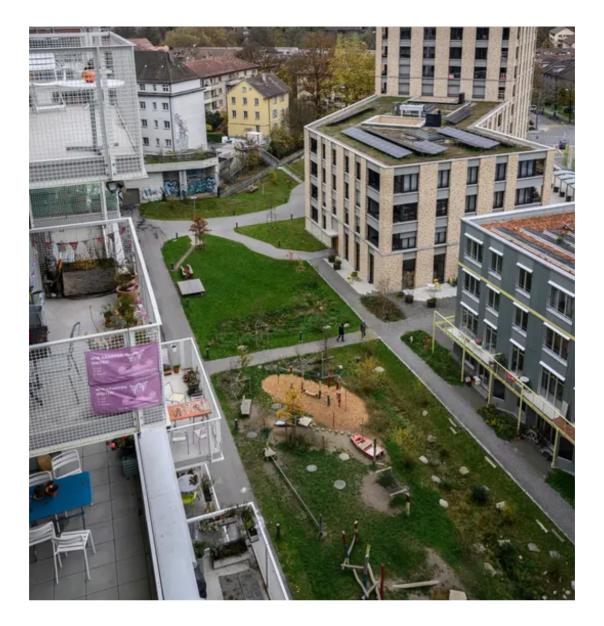
«Uns gefielen das Gemeinschaftliche und die Mitsprache», sagt Rothenbühler. Deshalb, und weil die Söhne längst ausgeflogen sind, haben sich der pensionierte Jurist und seine Frau der Wohnbaugenossenschaft angeschlossen.

Flucht aus der A-Stadt

Sie, die Kinder, waren es auch, weshalb die Familie vor 40 Jahren der Stadt den Rücken gekehrt hatte – in Richtung Oberbottigen. «Wir zogen unfreiwillig aufs Land.»

Was Rothenbühler damit meint: In der Stadt hatten sie schlicht keine Wohnung gefunden, in der sie ihre Kinder hätten grossziehen wollen.





Blick ins Biotop. Das Zentrum des Holligerhofs ist ein grosser Spielplatz.

Foto: Franziska Rothenbühler

Damit war die Familie nicht allein. Bis zur Jahrtausendwende verliessen jährlich mehr Menschen die Stadt, als zuzogen. Viele arbeiteten im Zentrum, suchten aber das Häuschen im Grünen. Zurück blieben Alte, Arme und Arbeitslose. Bern war eine sogenannte A-Stadt. Wer blieb, arrangierte sich mit kleinen Wohnungen, kämpfte mit steigenden Mieten.

Als Antwort darauf bildete sich eine Hausbesetzerszene, die dem kapitalistischen Immobilienmarkt den Kampf ansagte. In den 90er-Jahren schlossen sich manche Aktivisten und Aktivistinnen – mittlerweile hatten viele einen Job an der Uni oder in der Verwaltung –

zu Genossenschaften zusammen und kauften selber Häuser. Diese waren günstig zu haben, als eine Immobilienkrise das Land erschütterte.

«Die Genossenschaften haben den gemeinnützigen Wohnungsbau vorangetrieben», sagt der Geograf und Soziologe Daniel Blumer. Er arbeitet für den Verband der Wohnbaugenossenschaften Bern-Solothurn.

Gemeinnützig, aber nicht zwingend günstig

Mittlerweile gibt es in Bern gut 8000 gemeinnützige Wohnungen. Das entspricht etwa 10 Prozent des gesamten Wohnungsbestandes. Andernorts entwickelte sich die Genossenschaftsbewegung früher und wuchtiger: In Zürich machen Genossenschaftswohnungen bald ein Drittel aus. Dort will auch Bern hin. 2014 hat die Bevölkerung denn auch der Wohninitiative zugestimmt. Seither muss mindestens jede dritte neue Wohnung gemeinnützig sein.

Die bunten Blöcke und der grosse Spielplatz, auf die Konrad Rothenbühler zeigt, sind die Folge davon. Er öffnet die Tür zum Treppenhaus, geht zügig voran zu seiner Wohnung, fünfter Stock.

Moderner Industriechic kombiniert mit altem Holz, Pflanzen, Kunst und Fotos von den Enkeln. Die Marksteine ihres Lebens auf dreieinhalb Zimmern, 80 Quadratmetern, zum Preis von monatlich 1885 Franken. Zusätzlich mussten Rothenbühlers 29'000 Franken Anteilscheine an der Genossenschaft erwerben. Dieses Geld bekommen sie beim Auszug unverzinst zurück.

Gemeinnützig ist nicht zwingend günstig. Es bedeutet lediglich, dass die Genossenschaft keinen Gewinn erzielt. Allerdings werden die Mieten in der Genossenschaft viel langsamer steigen als auf dem Wohnungsmarkt, wo Gentrifizierung und Wohnungsknappheit die Preise in die Höhe treiben.





Daniel Blumer, professioneller Wohnbaugenossenschafter, hat sein Büro im Holligerhof.

Foto: Franziska Rothenbühler

Die Warmbächli-Bewohnerinnen und -Bewohner funktionieren wie ein Dorf mit Gemeindeversammlung und Präsidentin. Es gibt Kommissionen und «endlos viele Arbeitsgruppen», sagt Rothenbühler. «So organisieren wir hier das Leben.»

Er selbst macht die Administration des hauseigenen Co-Working-Space, ist in der Arbeitsgruppe «Veloeinstellhalle» und organisiert die Hausführungen.

Wie im Dorf gibt es aber auch sozialen Druck. Dabei geht es um Ideale, nicht etwa um die Schuhe im Treppenhaus. Manch einen Balkon zieren Fahnen mit politischen Parolen: für den Frauenstreik, für den Klimastreik, für die Konzernverantwortung.

Rothenbühler spürt diesen Druck. Er streitet das gar nicht erst ab und betont zugleich, dass er nur für sich, aber nicht für die Genossenschaft spreche. «In diesem Haus wohnen 210 Menschen, und es gibt 250 verschiedene Meinungen.»

Sean Müller beschäftigt sich seit Jahren mit dem <u>Aufstieg der Linken in den Schweizer Städten</u>. Der Politologe forscht an der Universität Lausanne und vertritt die Meinung, dass Bern unter den Schweizer Städten einen besonderen Status einnimmt.

Denn hier sind gleich drei Verwaltungen angesiedelt: Stadt, Kanton und Bund. Hinzu kommen viele Jobs in Kultur, Bildung und Gesundheit. «Deshalb gibt es in Bern besonders viele Stellen im geisteswissenschaftlichen Bereich», sagt Müller.

Auf diese Berner Eigenheit ging auch schon der Politgeograf Michael Hermann in einem Artikel in der NZZ ein. Eine klassische Arbeiterschaft, wie sie andere Schweizer Städte aufwiesen, habe Bern kaum je beherbergt. «Dafür war sie schon immer etwas ökologischer als andere Städte. Früh hat es auch eine alternative Szene gegeben», sagte er.



Pro-Palästina-Demo vor der Unitobler in der Länggasse. Aus dem universitären Umfeld gehen immer wieder politische Bewegungen hervor.

Foto: Jürg Spori

Diese Kombination aus Beamtenstadt und aktiven sozialen Bewegungen sei der ideale Nährboden gewesen für die zunehmende Orientierung in Richtung einer progressiven Stadt.

Müller spricht in diesem Zusammenhang von einer sogenannten «Creative-Class», die entstanden ist. Diese bekannte sich schon früh zu Klimaschutz oder Gleichstellung. «Und sie wählt tendenziell links.»

Die linken Parteien wiederum richteten ihre Programme auf genau diese Menschen aus: «Sie machen lokal eine pragmatische Politik: Sie bauen Wohnungen und Velostrassen, führen Kitas und fördern Kultur.»

Im Theater - oder die städtische Kulturförderung





Milva Stark in ihrem Probelokal im Brückenpfeiler. Die Schauspielerin zog vor 14 Jahren aus der Kulturmetropole Berlin nach Bern.

Foto: Franziska Rothenbühler

Wie eine Furie schreitet Elisabeth im Raum umher. Die Lippen knallrot, den Körper in ein schwarzes Kleid gehüllt, die blonden Locken unter eine Krone geklemmt. «Wie sehe ich aus?», fragt sie ihren Kammerdiener. Dieser bleibt stumm. «ANTWORTE!», schreit sie ihm entgegen.

Wie fast jeden Tag proben Schauspielerin Milva Stark und Schauspieler Giulin Stäubli das neue Stück «Elizabeth – I'm not a Bitch». Es soll ein «weibliches Manifest» werden, Ende November feiert es im Schlachthaus Theater Premiere.

An diesem Nachmittag ist allerdings noch niemand so richtig zufrieden. «Es ist wie immer: Erst bei der Uraufführung wird hoffentlich alles perfekt sein», sagt Stark.

«Elizabeth» ist eines von Dutzenden Theaterstücken, die in Bern jedes Jahr aufgeführt werden. Ohne öffentliches Geld würde es wohl keines von ihnen geben. Mit dem Ziel, ein möglichst vielfältiges Kulturangebot zu ermöglichen, investiert die Stadt jedes Jahr 33 Millionen Franken (1998 waren es noch 23 Millionen) in Museen, Theaterhäuser, Konzerte und Projekte freischaffender Künstlerinnen und Künstler.

Milva Stark gehört seit ihrem Abgang bei Bühnen Bern vor drei Jahren

zu Letzteren. Sie sind besonders auf Unterstützung angewiesen. «Mein gesamter Lohn besteht aus Subventionen», sagt Stark. Doch auch die grossen Häuser wie das Stadttheater können gerade mal ein Fünftel ihres Budgets durch Eigeneinnahmen generieren.

«In Herne gibt es kaum Kultur»

Stark ist im Ruhrpott aufgewachsen – «mitten drin». In einer Stadt Namens Herne, 160'000 Einwohner, etwas mehr als Bern. Mit 17 Jahren hat sie das erste Mal ein Theater besucht, drei Jahre später startete Stark ihr Studium an der Universität der Künste in Berlin. 2008 wurde sie feste Schauspielerin am Berner Stadttheater.

Von der Kulturmetropole Berlin in die Berner Provinz.

«Nein, keinesfalls», widerspricht Stark. Jedenfalls nicht, was die Vielfalt angehe. Die Museen, Konzerte, Lesungen: All das mache Bern so lebendig. «In Herne gibt es kaum Kultur. Da gibt es Eisdielen, Spielhallen und 1-Euro-Shops.» Die Folge: «Die Innenstadt ist tot.» Auch wenn man selbst nicht ins Theater gehe – ein solches mache etwas mit einer Stadt. «Es belebt sie», ist Stark überzeugt.



«Uns gehört die Nacht»: Die Reithalle ist Dreh- und Angelpunkt der alternativen Kulturszene Berns. Aufnahme von einem Konzert im Sommer auf der Schützenmatte.

Foto: Dres Hubacher

Bis Ende der 1980er-Jahre kamen in Bern nur die grossen Institutionen in den Genuss von öffentlichem Geld. Ab 23.30 Uhr galt in der Stadt Lichterlöschen – Polizeistunde. Die Kultur der «Eliten» war der Zunder, an dem sich die Jugendunruhen überhaupt erst entzündet hatten – und erst danach erachtete man auch die zeitgenössische Kultur als förderungswürdig.

In Bern entwickelte sich insbesondere die Reithalle zum Dreh- und Angelpunkt der alternativen Kulturszene. In den 1980er- und 1990er-Jahren war dieses Milieu geprägt vom Klassenkampf, von Systemkritik, Gleichberechtigung, klassisch linken Kernanliegen.

Gezähmte Rebellion

Während sich diese Szene einst an der Stadt abarbeitete, ist sie heute auf deren Goodwill angewiesen. Überhaupt wurde das Revolutionäre institutionalisiert: Die Reitschule wird genauso wie das Stadttheater subventioniert, <u>Hausbesetzungen</u> können bei einer städtischen Koordinationsstelle angemeldet werden.

Ja, man könne finden, dass die alternative Kulturszene ein bisschen brav geworden sei, schreibt sogar die Mediengruppe der Reitschule. Doch aus ihrer Sicht habe sich die Kritik nicht aufgelöst, sondern diversifiziert. «Weg vom Strassenkampf, hin zu verschiedenen Schauplätzen.»



Im Rössli in der Reitschule herrscht kein Konsumzwang. Die alternative Beiz will allen zugänglich sein.

Foto: Adrian Moser

Tatsächlich bietet die neue Generation dem System nicht mehr so geeint die Stirn. Dafür wird die alternative Kultur an viel mehr Orten gelebt als noch vor drei Jahrzehnten. Das Tripity-Kollektiv etwa baut in der alten Schreinerei im Fischermätteli an einer Reitschule 2.0, die «Heitere Fahne» bietet inklusive Kultur.

Milva Stark ist keine Aktivistin. Sie sagt zwar, sie sei eine starke, emanzipierte Frau. Von ungefähr kommt die Interpretation der Königin Elisabeth ganz sicher nicht. Gleichzeitig könnte sie sich aber nicht vorstellen, nur noch gesellschaftskritische Stücke zu spielen.

Nach dem «weiblichen Manifest» ist denn auch ein Klassiker an der Reihe: «Faust» von Goethe.

Der Linksrutsch der Städte geht einher mit einem gesamtgesellschaftlichen Wandel, wie es der Politologe Sean Müller ausdrückt. Die Schweiz ist heute insgesamt liberaler und offener als noch vor 30 Jahren: Nie waren mehr Frauen berufstätig, die gleichgeschlechtliche Ehe ist Tatsache, kaum ein anderes europäisches Land ist demografisch diverser. «Dieser Wandel verstärkt die linke Politik zusätzlich.»

Doch wie sind die Kräfteverhältnisse verteilt?

Auf die Frage, wer wen stärker beeinflusst – die Bernerinnen und Berner die Politik oder die Politik die Bernerinnen und Berner –, gibt es keine abschliessende Antwort. Für Müller ist zumindest klar: «Auch die Stadt selbst hat einen Effekt auf die Wertehaltung ihrer Bürgerinnen und Bürger.»

Das zeigt sich mittlerweile auch bei der bürgerlichen Minderheit. Auch sie tickt in Bern heute anders – man könnte sagen, linker – als auf dem Land.

Am Strassenrand - oder der Niedergang des Autos





Auf einen Spaziergang durch den «Breitsch». Thomas Ingold hat sein ganzes Leben im Quartier verbracht – und erlebt, wie das Auto seine Vormachtstellung einbüsste.

Foto: Raphael Moser

«Ciao Thomas!» Montagnachmittag am Breitenrainplatz. Das 9er-Tram surrt, Autos rollen. Thomas Ingold – 72, Schnauz, Outdoorjacke – kreuzt einen Jogger. «Hey, salut!» Ein paar Schritte weiter sagt er: «Das war der Herr Pfarrer, ein Supertyp.»

Der «Breitsch» ist Bern im Taschenformat, irgendwie urban und doch kleinräumig. Ingold hat sein ganzes Leben im Quartier verbracht. «Ich habe minerläbtig noch nie die Adresse gewechselt.» Er ging hier zur Schule. Absolvierte hier seine Lehre bei der <u>Wifag</u>. Machte hier später Karriere im Bundesdienst. Naheliegend, dass der Mann seit bald zehn Jahren auch ein bedeutender Lobbyist des Quartiers ist, Präsident des Leists Bern-Nord.

Er hat erlebt, wie das Auto seine Vormachtstellung einbüsste. In der Stadt und vor seiner Haustür.

Vortrittsfragen im Trendviertel

In Bern, Basel und Zürich besitzt mittlerweile nur noch jede dritte Person einen PW. Linke Kreise sprachen auch schon von einer «Entmotorisierung», bürgerliche von den Folgen einer Bevormundung.

Ingold ist Mitglied der Mitte, bezeichnet sich als «liberal denkenden

Bürgerlichen». Aber er kann es nicht ausstehen, wenn man ihn «in eine Schublade steckt». «Dann sträubt sich alles in mir.» Tatsächlich ist der Mann weder Hubraumfanatiker noch Veloallergiker.

Wenn einer wie er das Verkehrsregime vor der eigenen Haustür kritisiert, dann nicht aus Prinzip. Ihm geht es um die Nuancen.



Im Breitenrain wurde der öffentliche Raum in den letzten Jahren neu geordnet – und mit ihm auch das Regime auf den Strassen.

Foto: Raphael Moser

Seit je ein Quartier der Mittelschicht, gehört der Breitenrain heute zu den angesagtesten Wohngegenden. In diesem Kosmos ist der Breitschplatz zweierlei: Das Kernstück der Achse, die Berns Norden mit der Innenstadt verbindet. Und das Zentrum des Quartiers, ein Treffpunkt, samt aufgehübschten Promenaden und frisch gepflanzten Bäumen, Beizen und Bars.

Mitten im hippen Viertel stellen sich Vortrittsfragen. Wem gehört der öffentliche Raum: Dem Auto? Dem Velo? Oder gar den Menschen?

Das politische Bern hat sie längst beantwortet. Zwei von drei Strassen sind verkehrsberuhigt, im Breitenrain befindet sich die grösste Begegnungszone der Stadt.

Vom Kritiker zum Befürworter

Mittlerweile in einer Nebenstrasse angekommen, spricht Ingold von früher. Wie er als Giel vor Schulbeginn in der Backstube der Eltern mithalf. Mit dem Velo Brote austrug – manchmal öffnete Bundesrat Wahlen drüben an der Humboldtstrasse noch in den Filzpantoffeln die Tür.

Das Fahrrad, das ihm die Eltern geschenkt hatten, steht noch immer in seiner Garage. «Auch wir haben als Kinder auf den Strassen gekickt oder Hockey gespielt.» Ein Quartiergefühl habe es damals schon gegeben, obschon das Auto Vorfahrt hatte.

<u>«Dr nöi Breitsch»</u>, so nannte die Stadt die Aufwertung von Achse und Treffpunkt. Die Umsetzung dauerte Jahre und kostete letztlich 94 Millionen Franken. Ingold und der Leist waren damals dagegen. Auch wegen der «verwirrenden» Vortrittsregeln und 16 gestrichener Parkplätze.

Ingold führt vor ein Bettengeschäft, weiter zu einem Vintage-Laden, vorbei an Gesundheitszentrum und Arztpraxen. Alle verloren im Zuge der Sanierung Parkgelegenheiten vor ihren Geschäften. Ingold: «Man kann doch nicht von allen verlangen, nur noch mit dem Tram durch die Stadt zu fahren.»

Und doch sagt er heute über den neuen Breitsch: «Die Situation hat sich schon verbessert, über alles gesehen.»

Es gab Zeiten, da war auch Thomas Ingold der Meinung, «auf einer Strasse muss man einfach 50 fahren dürfen». Typisch schweizerisch sei er gewesen: «Man sagt nicht Nein, weil man dagegen ist, sondern weil man noch nicht dafür ist.»

Mittlerweile ist er ein robuster Befürworter von Tempo 30. Wieso? «Der kürzere Bremsweg macht die Strasse für alle sicherer.» Ausserdem sei das eine reine Gewöhnungssache. «Man könnte auch sagen, ich habe dazugelernt.»

Am 17. November 1987 prallen auf den Hügeln des Gaswerkareals nicht nur Pflastersteine auf Gummiknüppel, sondern auch das alte Bern auf das neue. Das vorläufige Ende des <u>Hüttendorfs</u> Zaffaraya ist der Urknall für die Ausbreitung der Linken ins Berner Establishment.

Dereinst werden dort wieder die Bulldozer auffahren. Die Stadt will «an

zentrumsnaher Lage» Raum schaffen «für Menschen, Arbeit, Gemeinschaft und neue Ideen». Ein neues Stadtquartier soll in die Höhe wachsen.

In der Zwischenzeit hat sich auf dem Areal ein neues Hüttenkollektiv eingerichtet. Auch die «Anstadt» begann mit einer kurzen, wilden Landnahme. Erhielt aber bald darauf den Segen der Stadt – heute regelt man so was in Bern mit Gebrauchsleihvertrag und Baubewilligungen.

Derweil gibt es die Zaffarayaner immer noch. Im Norden Berns, eingeklemmt zwischen Autobahnzubringer und Bremgartenwald, leben sie ihre Utopie weiter.

Ihr Kampf hat einer neuen Bourgeoisie den Weg bereitet.



Die Hüttensiedlung Zaffaraya, die Revolutionärinnen und Revolutionäre von einst leben heute am Stadtrand.

Foto: Andreas Blatter (Archiv «Berner Zeitung»)

Abonnieren Sie den Podcast auf <u>Spotify</u>, <u>Apple Podcasts</u> oder in jeder gängigen Podcast-App.

Newsletter Die Woche in Bern

Erhalten Sie Infos und Geschichten aus Bern. Weitere Newsletter

Fehler gefunden? <u>Jetzt melden</u>.